

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag, es war 1980, schenkte ich dem Verleger Klaus Wagenbach ein seltenes Buch, das ich antiquarisch erworben hatte: Robert Heindls „Meine Reise nach den Strafkolonien“, erschienen 1912. Und ich machte Wagenbach, der sich als Kafkas dienstälteste Witwe bezeichnete – seine Biographie des jungen Kafka ist bis heute maßgeblich – darauf aufmerksam, dass Heindls Buch als Quelle für die 1914 entstandene Erzählung „In der Strafkolonie“ infrage kam. Dass die Prager Zeitung „Bohemia“ damals längere Auszüge aus Heindls Text veröffentlicht hatte, wusste ich da noch nicht. Wagenbach hat Heindls Buch leider nie gelesen, und 1986 wies dann der Germanist Walter Müller-Seidel nach, dass es die wichtigste Quelle für Kafkas Text war.

So etwas sollte mir nicht noch einmal passieren. 1976 hatte ich bei Wagenbach das Buch „Die Scheidung von San Domingo“ herausgebracht – den Untertitel „Wie die Negersklaven von Haiti Robespierre beim Wort nahmen“ fügte der Verleger hinzu. Dafür hatte ich Vor- und Nachgeschichte jenes Sklavenaufstands, der im Zuge der Französischen Revolution zur Abschaffung der Sklaverei und später, unter Napoleon, zur Gründung der Republik Haiti führte, gründlich studiert. Und es überraschte mich nicht, dass Susan Buck-Morss, eine prominente Kulturwissenschaftlerin, das Paradigma von Herr und Knecht in Hegels „Phänomenologie“ auf den Sklavenaufstand in Haiti zurückführte, über den die von Hegel gelezene Zeitschrift „Minerva“ ausführlich berichtet hatte.

Mit einem gewichtigen Einwand: Bei Hegel ist nirgendwo von Kolonien die Rede, und nicht bloß aus Angst vor Zensur kommt das Wort „Sklave“ in Hegels Text nicht vor. Dagegen verweist die Antinomie von Herr und Knecht auf feudale Verhältnisse, wie sie in Preußen oder bei leibeigenen Bauern in Russland herrschten. Der Bezug auf die in der Spätaufklärung radikaler werdende Kolonialismuskritik, speziell zur Frage der Sklaverei, aber steht mit Recht im Zentrum von Buck-Morss' Buch, wie auch der Verweis auf Freimaurer-Rituale, die damals in den Voodoo-Kult Eingang fanden.

Zu Ostern 1968, während linke Studenten das Springer-Haus in Berlin belagerten, habe ich Haiti erstmals besucht, noch zu Lebzeiten des Tyrannen „Papa Doc“ Duvalier, der 1971 seinen Sohn Jean-Claude („Baby Doc“) zum Staatschef auf Lebenszeit berief. Dazu musste die Verfassung geändert werden, weil Baby Doc noch minderjährig war. In der Folgezeit reiste ich immer wieder nach Haiti, woher mein Vater stammte, und fand bald heraus, dass Sklavenrevolte und Freiheitskrieg dort allgegenwärtig waren: Die Vorkämpfer der Unabhängigkeit werden in Voodoo-Ritualen beschworen, und jeder Regimewechsel ist von Plünderungen und Ausschreitungen der unter dem Existenzminimum darbenenden Bevölkerung begleitet: „Vivre libre ou mourir“ – das aus der Französischen Revolution stammende Motto war in Haiti zeitlos aktuell, ebenso wie Kleists Novelle „Die Verlobung in St. Domingo“.

Die beruhte in einem Punkt auf persönlicher Erfahrung: Als angeblicher Spion war Kleist 1807 im französischen Fort de Joux interniert, wo vier Jahre zuvor Haitis Nationalheld Toussaint Louverture in Gefangenschaft verstorben war. Sein Kerker



Fotos Mauritius, epd

Ein Autor und sein Leser (der dann seinerseits Literatur daraus machte): August Lafontaine und Heinrich von Kleist

Du ungeheurer Mensch

Die Spur führt zu August Lafontaine – und dann noch weiter zurück: Heinrich von Kleists „Verlobung in St. Domingo“ in neuem Licht.

Von Hans Christoph Buch

ist heute ein Symbol und zugleich Wallfahrtsort für antikoloniale Befreiungsbewegungen – Kleist-Forschern sollte das geläufig sein. Was aber mag Kleist, der Kolonien nur vom Hörensagen kannte, zu den Einzelheiten seiner Erzählung inspiriert haben? Die in der Zeitschrift „Minerva“ übersetzten Exzerpte zur Geschichte Haitis von Marcus Rainsford und Louis Dubroca kommen als Quelle nicht in Betracht, da sie zu unspezifisch sind, und das von Karin Schüller untersuchte Echo der Sklavenrevolte in der deutschen Publizistik fügt dem kaum Neues hinzu. Doch die Recherchen führten mich auf eine Spur, die mehr Aufschluss versprach.

„Zu Port au Prince auf dem französischen Anteil der Insel St. Domingo lebte, zu Anfange dieses Jahrhunderts, als die Schwarzen die Weißen ermordeten ...“. Der Beginn des Eingangssatzes von Kleists „Verlobung in St. Domingo“, Erstdruck im Februar 1811 in der Zeitschrift „Der Freimüthige“, stellt die historische Wahrheit auf den Kopf. Die von Napoleon entsandten Soldaten, unter ihnen Polen und Deutsche, die zu den Rebellen überliefen, als diese die Marseillaise anstimmten, hatten den Geheimauftrag, die befreiten Sklaven in Ketten zu legen, um das Kolonialregime wiederherzustellen. Die an Peripetien reiche

Handlung ist schwer nachzuerzählen. Die alte Babekan – der Name entstammt einem Roman von Wieland – bietet Gustav, einem der Revolte entkommenen Schweizer, ein Nachtquartier an, in der Absicht, ihn und sein Gefolge den Rebellen auszuliefern. Ihre Tochter Toni rettet ihm das Leben, indem sie Gustav nach einer Liebesnacht fesselt, um die Aufständischen zu täuschen und ihn am Eingreifen zu hindern.

Als man Gustavs Fessel löst, nimmt das Verhängnis seinen Lauf: „Der Schuss war ihr mitten durch die Brust gegangen; und da sie, mit einem gebrochenen Laut des Schmerzes, noch einige Schritte gegen ihn tat, und (...) vor ihm niedersank: schleuderte er das Pistol über sie, stieß sie mit dem Fuß von sich, und warf sich, indem er sie eine Hure nannte, wieder auf das Bette nieder. Du ungeheurer Mensch!“, riefen Herr Strömli und seine beiden Söhne.“ Als Gustav seinen Irrtum erkennt, ist es zu spät, „und während Herr Strömli und seine Söhne unter stillen Tränen beratschlagten, was mit der Leiche anzufangen sei, jagte Gustav sich die Kugel, womit das andere Pistol geladen war, durchs Hirn. (...) Die Hülfe wandte sich jetzt auf ihn, aber des Ärms-

ten Schädel war ganz zerschmettert und hing (...) an den Wänden umher.“

Kleists Novellen, von „Kohlhaas“ bis zum „Erdbeben in Chili“, sind von Gewaltexzessen geprägt. Die Frage ist, ob der die Sklavenrevolte Haitis begleitende Diskurs vergleichbare Szenen enthält, die Kleist beim Schreiben vor Augen gestanden haben können? Die Antwort lautet Ja, und die folgende Textpassage passt derart genau zu der von Kleist geschilderten Konstellation, dass die Ähnlichkeit wohl kaum zufällig ist.

Es geht um zwei unzertrennliche Freunde, von denen einer dem anderen freiwillig in die Sklaverei folgt; auf einer Plantage verlieben beide sich in eine von Sklavenjägern verschleppte junge Frau. „Sie trafen sie allein im Gebüsch; hier warfen sie sich ihr zu Füßen, umarmten ihre Knie, drückten sie wechselseitig an ihre Brust, überströmten sie mit Liebkosungen, Küssen und Thränen. Rasch zuckten beide auf einmal die Dolche, und durchbohrten Imanha's Herz. Du hattest mich verstanden! rief jetzt Kosro und sank über Imanha's Körper. Den Dolch im Herzen (...) sank auch Salak (...) über den toten Freund hin, und ihr Blut mischte sich.“

Es ist unwahrscheinlich, dass Kleist diesen mit „Die Neger“ betitelten Text kannte,

aber nicht auszuschließen, dass ihm August Lafontaines „Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht“ vorlag, dessen dritter Band 1805 in Görlitz erschien. Mit Sicherheit kannte er den Namen des heute vergessenen Verfassers von mehr als hundert Romanen, die mehr Erfolg beim Publikum hatten als die Bücher der Zeitgenossen Goethe, Schiller und Wieland zusammen. Dieser Bestsellerautor – dieses Wort gab es noch nicht, das Phänomen aber sehr wohl – war August Heinrich Julius Lafontaine, ein Nachfahre französischer Hugenotten, die vor religiöser Verfolgung nach Preußen geflohen waren, außerdem Lieblingsschriftsteller der Königin Luise.

Das rief Neider auf den Plan wie die Brüder Schlegel, deren Verdikt über Lafontaine schwer zu überbieten war: „Lieblingsschriftsteller ist er dennoch gewesen. Mehr kann Lafontaine auch nicht werden; das ist wenig genug, aber immer zu viel für die im Ganzen so herabziehende Tendenz seiner Produkte, denen es an Poesie, an Geist, ja sogar an romantischem Schwunge fehlt.“ Dass Kleist auf finanzielle Hilfe von Königin Luise hoffte, in deren Hofzirkel seine enge Vertraute Marie von Kleist verkehrte, steht auf einem anderen Blatt.

Wichtiger als die Vielschreiberei Lafontaines ist die Quelle, auf die der Schriftsteller in seinem oben zitierten Text verweist: Abbé Raynals „Geschichte beider Indien“ – gemeint sind Ost- und Westindien (die Karibik) – war ein Standardwerk der zeitgenössischen Kolonialismuskritik, entstanden in regem Austausch mit Diderot und durch Verbote populär geworden, ins Deutsche übersetzt und mehrfach nachgedruckt. Kleist dürfte das vielbändige Buch auszugsweise gekannt haben, da man Raynals Prophetie eines schwarzen Spartacus, der Rache nimmt für das Unrecht der Sklaverei, auf Haitis Nationalheld Toussaint Louverture bezog, mit dem es für Kleist ja die Verbindung über die Gefangenschaft gab. Aber gibt es über das Thema von Doppelmord und Suizid hinaus Indizien dafür, dass die Lektüre von Lafontaine oder Abbé Raynal Kleists Novelle zugrunde lag?

Selbst ihre Wohlthäter dürfen keinen Schutz hoffen. Ein Neger setzte sein Messer seinem Herrn auf die Brust. Habe ich dir je Böses gethan? fragte du Mossin zitternd. Nein! aber wir haben geschworen, euch zu tödten, antwortete der Neger, und ramnte das Messer seinem gütigen Herrn in die Brust“, heißt es bei Lafontaine. Abgesehen vom inflationären Gebrauch des heute tabuisierten N-Worts, ist das Zitat kaum aufschlussreich, obwohl Congo Hoango, der Bösewicht in Kleists Novelle, mit seinem Herrn genauso verfährt. Narrative von Gräueltaten befreiter Sklaven gehören zum Standardrepertoire kolonialer Diskurse wie auch das Gegenteil – etwa wenn es heißt, Toussaint Louverture, damals Kutscher des Grafen Breda, habe dessen Familie in Sicherheit gebracht, bevor er zu den Waffen griff.

Ergiebiger als das Für und Wider konträrer Interpretationen ist es, die im Text erwähnten Orts- und Personennamen kritisch zu hinterfragen. Kleist hatte nur eine vage Vorstellung der örtlichen Gegebenheiten, denn der Endkampf der Rebellen gegen Napoleons Invasionsarmee fand gar nicht in Port-au-Prince statt, sondern in Cap-Français, heute Cap-Haïtien. Der im Text erwähnte Möwenweiher ist

nicht nachweisbar; vielleicht ist damit der Étang Saumâtre gemeint, ein von Flamingos bevorzugter Salzsee an der Grenze zur spanischen Kolonie, und Fort Dauphin heißt heute Fort Liberté. Noch rätselhafter ist der Name „Congo Hoango“, den Textkommentare auf den Gelben Fluss in China beziehen. Das ist weit hergeholt, denn Wangol war eine französische Schreibweise für den Kongo-Anrainerstaat Angola – das Präfix U (englisch W) steht in Bantusprachen für „Land“ (man vergleiche „Uganda“).

Warum sollte ein Kolonialsklave in Saint Domingue nach einem Fluss in China benannt sein? Der Hinweis auf Herrn Strömli als positive Gegenfigur macht den Bezug kaum plausibler. Nicht ganz abwegig ist, dass neuere Auslegungen die Ersetzung des Namens „Gustav“ durch „August“, die Kleist bei der Niederschrift unterließ, zum Angelpunkt ihrer Interpretation machten: Der Text sei ein postmodernes Vexierspiel mit ständigem Wechsel von Hell und Dunkel, Schwarz und Weiß, Sklaverei und Freiheit, Treue und Verrat, Liebe und Tod. Aber könnte die Namensvertauschung nicht auch eine versteckte Hommage an August Lafontaine gewesen sein?

Aussagekräftiger als dessen schludrige Übertragung durch Lafontaine ist der Rückgriff auf seine Vorlage, Raynals französischen Text, den auch Kleist gekannt haben dürfte: „Die Freunde folgten ihr in den Wald. Dort umarmen und küssen beide sie nach Belieben, überhäufen sie mit Kosenamen und schwören ihr Liebe. Und plötzlich, ohne Absprache oder Blickkontakt, stoßen sie ihr Dolche ins Herz. Sie stirbt, und beider Schluchzen und Seufzen überbört ihren letzten Atemzug. (...) Man eilt herbei und findet die Freunde, Dolche in Händen, Arm in Arm mit der toten Geliebten, deren Blut sich mit ihrem mischt.“ (Die Übersetzung stammt von mir.) Dass dieses Narrativ nicht eins zu eins, sondern in anderer Form bei Kleist wiederkehrt, versteht sich von selbst. Dass zehn Jahre zuvor Lafontaines Roman „Klara du Plessis“ zur Lieblingsektüre des jungen Kleist gehört und ihn zum Besuch der Originalschauplätze in Heidelberg bewogen hatte, bestätigt die Vermutung, dass die Ähnlichkeit der Themen und Motive beider Autoren kein Zufall ist.

Die Literatur, so heißt es, ahme das Leben nach, doch bisweilen scheint es umgekehrt so, als wäre das Leben ein Abklatsch der Literatur. Die „Verlobung in St. Domingo“ nimmt im Detail, wie eine Regieanweisung, die Tragödie am Kleinen Wannsee vorweg, wo Kleist Henriette Vogel und dann sich selbst erschoss. Das verdeutlicht der offizielle Obduktionsbefund: „Am 21. November 1811 wurden in einer kleinen Grube am Wannsee, nach hinten gelehnt und gegenüber sitzend, die Leiche des Dichters Heinrich von Kleist und die seiner Gefährtin, der verheirateten Henriette Vogel, entdeckt. (...) Beim Zerschneiden des Gehirns fanden wir am *globo dextro* ein unförmliches Stückchen Bley, ¼ Loth an Gewicht. (...) Noch im angekleideten Zustand fanden wir unter ihrer linken Brust ein mit Schießpulver gebranntes Loch, der Finger des Physicus drang bis in die Brusthöhle. (...) Da bei der Obduktion des Leichnam Kleist [sic] die Kopfsäge zerbrochen war, wurde auf eine Schädelsektion verzichtet.“

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller. Zuletzt erschien „Vom Bärenkult zum Stalinkult“ (Arco).

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Matthias Claudius

Nach der Krankheit 1777

Ich lag und schlief; da fiel ein böses Fieber
Im Schlaf auf mich daher,
Und stach mir in der Brust und nach dem Rücken über,
Und wütete fast sehr.

Es sprachen Trost, die um mein Bette saßen;
Lieb Weibel grämte sich,
Ging auf und ab, wollt sich nicht trösten lassen,
Und weinte bitterlich.

Da kam Freund Hain: „Lieb Weib, mußst nicht so grämen,
Ich bring ihn sanft zur Ruh“:
Und trat ans Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

Sei mir willkommen, sei gesegnet, Lieber!
Weil du so lächelst; doch
Doch, guter Hain, hör an, darfst du vorüber,
So geh und laß mich noch!

„Bist bange, Asmus? – Darf vorübergehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb also wohl, und bis auf Wiedersehen!“
Und damit ging er fort.

Und ich genas! Wie sollt ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wiederkömmst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!

Jürgen Wehrs

Es ging um Leben und Tod

Die Mitteilung, die Matthias Claudius in seinem Gedicht von sich selbst macht, hat biographischen Rang. Claudius, der es – von seiner gut vierjährigen Tätigkeit als Redakteur des „Wandsbecker Bothen“ einmal abgesehen – nie länger als ein Jahr in einem festen Beschäftigungsverhältnis aushielt, hat seinen letzten Job gerade quittiert, da bemächtigt sich seiner eine lebensbedrohliche Krankheit.

Es kommt einiges zusammen. In Darmstadt, wo er auf Empfehlung von Johann Gottfried Herder eher widerwillig als positiv gestimmt beim Landgrafen von Hessen-Darmstadt als Oberlandcommissarius arbeiten und administrativ an dem Reformvorhaben des Landes mitwirken konnte, erfüllte er nicht die Erwartungen, die man in ihn gesetzt hatte. Claudius wollte dichten und an seinen gesammelten Werken, die er schon in Wandsbek unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans“ (Asmus war das Alter Ego des Dichters) herauszugeben begonnen hatte, weiterarbeiten und seine Zeit nicht mit Verwaltungsaufgaben zubringen. Man war ihm dabei sogar entgegengekommen, indem man ihn die „Hessen-Darmstädtische privilegierte Landzeitung“ herausgeben ließ. Mit dem Zeitungmachen hatte er ja Erfahrung.

Aber er verstand sich nicht mit allen Kollegen im Dienst und fühlte sich schließlich gemobbt. Gesundheitlich klagte er zunehmend über die dünne und trockene Luft, die er in Darmstadt nicht vertragen konnte. Und sein Freundeskreis war hier auch nicht so groß wie in Wandsbek bei Hamburg. Also kündigte er seinen Dienst beim Landgrafen und strebte wieder zurück nach Wandsbek. Den bisherigen Zustand konnte er nicht weiter ertragen: „Lieber in Wandsbek bei Wasser und Brot als hier bei Rheinwein.“ Nicht gerade ein Kompliment an die Stadt, die ihm beruflich eine neue Chance zu geben bereit war. Und als ob das noch nicht gereicht hätte, „fiel ein böses Fieber im Schlaf auf mich daher“. Es war keine Erkältung, sondern eine Pleuresie, bei der es um Leben und Tod ging.

Retrospektiv verarbeitet Claudius das Erlebnis unter Zuhilfenahme seiner Kunstfigur „Freund

Hain“, mit dem sich ein Dialog entwickelt und in dem diese Figur in dem Überlebensdrama die Regie zu führen scheint. Der Tod kommt zwar in eindeutiger Absicht, lässt die klagende Ehefrau aber wissen, dass er es gut mit ihrem Gemahl meint: „Ich bring ihn sanft zur Ruh.“ Dann ist der Sterbenskranke an der Reihe, der den Todesboten sogleich mit „Lieber“ anspricht, eben wie einen Freund. Er macht ihm den Vorschlag, doch vorüberzugehen, wenn es ihm denn irgend möglich erscheint.

„Freund Hain“ erkennt zwar die Todesangst des Kranken, beugt sich aber – „Auf dein Gebet und Wort“ – dem letzten Wort und verabschiedet sich auf ein „Wiedersehen“. Nicht er entscheidet über Leben und Tod, sondern der Schöpfer. Zur Rollenklarheit gehört, dass „Freund Hain“ dies akzeptiert.

Es ist ein erstaunlicher Dialog, den der Dichter hier in knapper und prägnanter Form vorführt. In der Verzweiflung behält der Kranke doch die Contenance und spricht den, von dem er nichts Gutes zu erwarten hat, freundlich wie einen alten Bekannten an. Der Kranke bettelt nicht, sondern ist höflich, eröffnet sehr diplomatisch einen Lösungsweg und scheint damit zum Verhandlungspartner in einer fast aussichtslosen Situation zu werden. Der Todesbote erkennt die Situation sofort und lässt ab von dem, was üblicherweise seines Amtes ist. „Und ich genas!“ jubiliert der Dichter.

Und Freund Hain? Den will er nicht herabwürdigen und kündigt ihm an, sich zu gegebener Zeit auf ein Wiedersehen mit ihm einzustellen – schön wäre es, wenn der dann wieder lächeln würde. Claudius will dem Tod den Schrecken nehmen und gibt ihm ein freundliches Antlitz. Das hat den Dichter schon in früheren Jahren beschäftigt: Den ersten Band seiner „sämtlichen Werke“ versah er im Frontispiz mit einem von Johann Martin Preißler gefertigten Kupferstich des Knochenmannes und nannte ihn „Freund Hain“, den er zum „Schutzheligen und Hausgott“ seiner schon erschienenen und seiner noch erscheinenden Werke erklärte. Claudius hat „Freund Hain“ zwar nicht erfunden, aber in die Literatur eingeführt.

Er überlebte die Krankheit und konnte sich mit seiner Familie zur Heimfahrt nach dem geliebten Wandsbek in die Kutsche setzen. Dass er die Krankheit zwar überstanden, aber keine neue Beschäftigung hatte, die ihm und seiner größer werdenden Familie die Existenz sicherte, warf ihn nicht aus der Bahn. Am 21. Januar vor 210 Jahren starb Claudius in Hamburg.

Matthias Claudius: „Sämtliche Werke“. Artemis & Winkler, Düsseldorf und Zürich 1996. 1099 S., vergriffen.

Von Jürgen Wehrs ist zuletzt erschienen: „Matthias Claudius und Freund Hain. Die Kunst, sich den Tod zum Freund zu machen“. Steinmann Verlag, Hamburg 2024. 110 S. 18,80 €.



Mit dem Handy scannen:
Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden
Sie unter www.faz.net/anthologie.